



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lindberg, E.: Konstantinopel : Tagebuchblätter einer jungen Türkin. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ist nur der, daß in Posen und Westpreußen um den Grund und Boden gekämpft wird, in Schlesien aber um die Seelen seiner Bewohner. Die Posener Polen zu guten Deutschen zu machen, ist vorläufig eine aussichtslose Sache, es kann dort nur ein Erfolg errungen werden, indem ein genügender Prozentsatz Deutscher auf für sie freigemachte Schollen gesetzt wird. In Oberschlesien aber können die Bewohner selbst noch vor dem Polonismus bewahrt werden. Dies ist vielleicht die wichtigere und dringendere Aufgabe. Nachdem die Polen auch in Oberschlesien den Kampf auf das Wirtschaftsgebiet hinübergetragen haben, nachdem sie vor allem einer kreditbedürftigen Bevölkerung aufs freigebigste mit Kredit unter die Arme gegriffen haben, bleibt nichts anderes übrig, als ihnen auf dieses Gebiet der Kreditgewährung nachzufolgen, und den wirtschaftlichen Einfluß der Banken Ludowy, sowie den damit verknüpften politischen Einfluß ihrer Geschäftsführer und Aufsichtsräte durch die gleichen Mittel des Wirtschaftslebens einzudämmen, wenn nicht zu brechen. Das wenige, was hierzu aus Initiative Privater und des Ostmarkenvereins bisher geschehen ist, reicht bei weitem nicht aus. Gegenüber dem bereits über ganz Oberschlesien gespannten Netze polnischer Genossenschaften muß mit ganz anderen Mitteln aufgetreten werden. Dann aber ist es auch noch nicht zu spät, in Oberschlesien den Kampf mit Aussicht auf Erfolg aufzunehmen; denn die hiesigen Banken Ludowy sind wirtschaftlich lange nicht so gefestigt wie die in Posen und Westpreußen. Zeit ist freilich mit diesem Vorgehen nicht zu verlieren und erspart wird es dem Deutschtum keinesfalls bleiben. Wie nach dem bekannten Worte Bismarcks die deutsche Frage nur mit Blut und Eisen gelöst werden konnte, so wird die Polenfrage des Industriereviere nur mit Gold und Silber gelöst werden!



Konstantinopel

Tagebuchblätter einer jungen Türkin

Von E. Lindberg-Dovlette

I.



Wenn man als Kind das Buchstabenpiel spielte und jemand eine ganze Menge Buchstaben in der Hand schüttelte, die zusammen den Namen einer Stadt bilden sollten, so konnte man sicher sein, daß die Deutung Konstantinopel ergab. So hat auch der Schöpfer in seiner geschlossenen Hand die verschiedensten Volksstämme und Typen, Religionen, Sitten und Sprachen, Baustile, Straßen und Gäßchen vermischt und geschüttelt, gerade und krumme, häßliche und schöne, Schmutz und Reinheit, das blendendste Licht mit dem tiefsten Dunkel, Land von zwei Weltteilen mit Wasser von drei Meeren, — und daraus wurde Konstantinopel.

Wer wissen will, wie Konstantinopel wirklich aussieht, und wer eine Masse Namen lernen will, die der Ausländer ja doch unrichtig ausspricht, wer Fakta und Jahreszahlen haben will, der schaffe sich einen Bädeler an und lese Seite um Seite und glaube und sei zufrieden. Aber wer auch nur einen ganz schwachen Hauch aus dem orientalischen Konstantinopel fühlen will, aus dem verdrängten, das sich Schritt um Schritt nach Asien zurückzieht, von wo es gekommen ist, langsam aber sicher verzehrt von Griechen, Armeniern und Franken, der findet vielleicht etwas davon in den verstreuten Blättchen, die Djamilé Hanoums alte Amme in einem von Rosenöl und Jasmin duftenden gestickten Tuche gesammelt hat.

Sie gab sie mir, als ihre junge Hanoum (Herrin) fortgetragen wurde nach dem türkischen Friedhofe, in den bloß der Wind seine wilden Blumen sät.

Verstreut und unvollendet sind die Tagebuchblätter; einige entzweigerissen, andre abhanden gekommen. Aber ich gebe sie hier, wie ich sie bekommen, lese sie aufs Geratewohl zusammen. Und wie einzelne verwelkte Blättchen dennoch eine Ahnung geben können von Farbe und Duft der Blume, so können vielleicht auch sie eine schattenfeine Kontur zeichnen, eine flüchtige Stimmung aushauchen von jenem Wunderbaren, Formlosen, Farbengesättigten, welches das Konstantinopel des Orients ist.

* * *

Du bist mein fremder Freund.

Du wirst niemals mein Antlitz sehen und ich nie das deine. Aber ich schreibe dies nicht für dich und mich, sondern weil ich an meine große, wunderbare Stadt denken will, während ich allein sitze. Und ich sitze so oft allein. Und da denke ich am besten, während ich schreibe.

Ich will mir vorstellen, daß du, der vielleicht dereinst dies lesen wird, von meiner Stadt nichts weißt, sie etwa gar nie gesehen hast. Und hast du sie gesehen, so hast du es sicherlich von einem dieser offenen Landbauer, die in einer ratternden Reihe durch unsre Straßen fahren. Die von den großen Hotels in Pera aus fahren und gewöhnlich die Fremden führen, mit einem lärmenden griechischen oder armenischen Cicerone auf dem Boße.

Kommt ihr dann in euer Land zurück, ihr Fremden, dann spricht ihr von Konstantinopel, überlegen, kalt, wie euer Führer es euch gelehrt hat. Aber es ist nicht unser Konstantinopel, das ihr gesehen habt. Es ist ein klein wenig von Peras Nidelpracht und ein klein wenig von Stambuls Schmutz und im übrigen das, durch dessen Besuch euer Grieche oder Armenier den besten Profit zu haben geglaubt hat.

Ihr wißt so wenig von unsrer Stadt, wie ihr von uns selbst hinter unsern schwarzen Schleiern kennt. Ihr sagt: „Arme mohammedanische Frauen!“, weil es dazu gehört, daß man dies sagt. So, wie ihr sagt: „Konstantinopels Lage ist schön, aber die Straßen sind entsetzlich schmutzig, und daher ist die ganze Stadt vollkommen unmöglich.“

Entlasse einmal deinen griechischen oder armenischen Führer und folge mit hoch hinauf auf den höchsten von Stambuls sieben Hügeln. Denn da wohne ich. Allein findest du nicht hierher. Schmale Treppengassen münden plötzlich in ganz kleine viereckige Marktplätze, auf denen niemand verkauft, vor deren Häusern nur alte Männer sitzen und friedlich rauchen und kleine Mädchen in langen Kleidern Tauben füttern, die zahm zwischen den schlafenden wilden Hunden umherflattern. Aus und ein durch Gewölbe mußt du gehen, an Mauern vorbei, über die Cypressenwipfel spähen, immer aufwärts, aufwärts. Die Pflastersteine sind bald groß und flach, bald spitz, bald gewölbt. Falle nicht und verirre dich nicht! Hier

sprechen die Frauen nicht laut miteinander und lachen nicht auf der Straße wie in Pera. Still gehen sie vor sich hin, mit schamhaft gesenkten schwarzen Schleiern. Hier begegnet man keinem Betrunkenen. Und kein Mann sieht unziemlich eine Frau an.

Denn hier bist du in dem Stambul der Mohammedaner.

Als mein Vater noch lebte, wohnte ich nicht hier oben. Wir besaßen einen jener großen weißen Yali oder Sandhäuser, an denen du vorbeikommt, wenn du mit dem Raddampfer nach einer der kleinen Vorstädte des Bosporus fährst. Sie sind sich alle ähnlich. Weiße Marmorsäulen und weiße Marmortreppen, ein wohlgepflegter Garten bis hinab an die Küste. Eunuchen in zugetropften langen Röcken aus feinem schwarzem Tuch sitzen auf Stühlen vor der Marmortreppe müßig im Sonnenschein, mit dem Rosenkranz in der Hand, bloß um dem Hause einen vornehmen Anstrich zu geben. Denn die Zeit ist vorbei, da sie unsre grausamen und rachedurstigen Kerkermeister waren. Jetzt erfüllen sie bloß den Zweck, zu zeigen, wie reich und vornehm das Haus ist. Und die türkischen Damen verwenden sie als Haremsintendanten, als Eskorte auf Promenaden, als heimliche Boten oder als Vertraute, die die Seidenplissees für Madames Unterrock und den geheimen Wulst für die moderne Frisur besorgen.

Sätten sich dir bei uns oder in einem andern dieser weißen Paläste die Türen geöffnet, so hättest du eine Wohnung gesehen, die mit allem ausgestattet ist, was Europa an dem Kostbarsten und Modernsten zu bieten hat: Seidenmöbel aus Wien, viel neue und glänzende Vergoldung, wieder und wieder zurückgeworfen von großen geschliffenen Spiegeln aus Venedig, und über alledem prachtvolle Kristallkronen aus Böhmen, die abends durch französische Spitzengardinen hindurch über das Wasser hin ausstrahlten. Um aber die altorientalischen niederen Möbel zu finden, die steife Brouffaseide und die handgestickten Schals über den Wänden, hättest du über die Treppe vom Selamlif, der Männerwohnung, zum Haremlik, der Frauenwohnung, im obersten Stockwerk emporsteigen müssen, wo ich allein wohnte, nachdem alle meine Schwestern verheiratet waren.

Hier herauf kamen meine französische Gouvernante und meine englische Miß und gaben mir Unterricht. Durch sie erfuhr ich, wie ihr es draußen in Europa habt. Ich las dieselben Bücher wie ihr und besah eure Bilderwerke. Ich wußte, wann es modern sei, die Armelpuffe an der Achsel zu tragen oder unten beim Ellbogen. Und ich wußte Bescheid, welche Opern und dramatischen Werke in Europas größern Theatern Erfolg gehabt hatten. Ich kannte eure Freiheit, und am allermeisten beneidete ich euch um das Recht, zu reisen, in die weite Welt hinauszureisen und zu lernen, zu hören, zu verstehen, immer mehr und mehr.

Und so erhielt ich jene verwirrende halb europäische, halb orientalische Erziehung, wie die meisten jungen Türcinnen aus vornehmer Familie sie jetzt in Konstantinopel erhalten, die nach einer Seite neue, freie Gesichtsblicke eröffnet, während sie zugleich nach allen andern Seiten einsegt und sperrt und verbietet.

Da starb mein Vater, Emin Pascha. Und alles verschwand, wie im Märchen, als Aladin die Lampe ausblies. Fort — der weiße Marmoryali am Bosporus, die kostbaren Möbel, die große Equipage, der lange vergoldete Kaik, der bei der Süßwasserpromenade Bewunderung erregte, die kleine behende „Mouche“, die unter der rotweißen Halbmondflagge die Wogen so schaukelnd leicht teilte, und all die parfümierten fetten Eunuchen. Zu Ende war es mit dem Überfluß und dem Luxus, ohne den eine Paschafamilie in Konstantinopel kein Ansehen genießt und der zumeist verschwindet, wenn das Oberhaupt stirbt, während sich der Intendant des Hauses mit einem ganzen Vermögen zurückzieht.

Eine alte Tante, Eminé-Hanoum, nahm mich zu sich. Aus meines Vaters weißem Palast folgte mir nur meine treue Amme Kubabie, und so kam es, daß ich hier auf Stambuls höchstem Hügel meinen Wohnsitz aufschlug.

Das Haus meiner Tante ist schmal wie alle Häuser hier und ungemalt wie die meisten. Du würdest sie kaum unterscheiden können, so ähnlich sind sie einander. Das eine Stockwerk hängt über das andere hinaus, alle Fenster sind von Haremslufen verschlossen. Und alle Tore sind versperrt. Du kannst minutenlang die stillen Gassen entlanggehen, ohne jemand zu begegnen. Du kannst mitunter Stimmen hören, ohne jemand zu sehen. Dann sprechen einige Weiber quer über die Gasse, hinter ihren Haremsgittern versteckt. Will jemand in diese verriegelten Häuser Eintritt haben, so muß er lange stehen, und tritt einer heraus, so schlüpft er durch den Türspalt, ohne die Türe ganz zu öffnen, als täte er etwas Verbotenes.

Großes weißes Licht ohne Schatten, regungslose Stille, eine einsame Männergestalt unter einer Zypresse. Er liest nicht, tut nichts, raucht nicht einmal. Träumt bloß mit offenen Augen und genießt die Stille und Lautlosigkeit und die Untätigkeit und alles Schöne um sich her.

Weißer Mauer, blaues glitzerndes Wasser. Ein langer schmaler Raif, auf dessen Kissen eine verschleierte Dame unter aufgespanntem Sonnenschirm ruht. Langsam, ohne Gedanken, bloß aus Freude an der gleitenden Bewegung läßt sie sich über das Wasser rudern.

Tauben, die wie schimmernde Kränze um die Fenster einer Moschee hängen, zwei hohe Minarets, die sich weiß, in scharfen Umrissen empor in das Blau der Luft erheben. Eine an der Treppe hockende Bettlerin. Nicht mit Worten bittend, aber die Hand auf dem Schoße eröffnet für den, der geben will. An den Mauerbrunnen zwei Männer, die vor dem Gebete sorgfältig Hände und Füße waschen. Im Dunkel des Gewölbes andre kniende Männer und Frauen, in den hohen Tempeln zu kleinen Schatten schrumpft. Denn der Geist ist ertrunken im Traummeere der Unendlichkeit.

Gefang eines unsichtbaren Wesens hinter einer Steinmauer, die neidisch einen Garten umschließt, so daß man bloß die Wipfel einiger Bäume sieht. Eine Stimme, von einem dunkeln nasalen Klang getragen, die nicht weint, nicht klagt, aber gleichsam still genießend im Schmerze verharret. Einförmige Töne und Worte, die beständig wiederholt werden. Sie lullen ein zu Träumen, zu tatenlosen Träumen, in denen es keine Unruhe gibt, kein Fragen, kein Sehnen — bloß die Wollust des Kummers.

Sieh! Dies alles wollte ich für dich sammeln, mein fremder Freund, ehe ich von der Stadt selbst zu sprechen beginne. Denn dies alles sind kleine Stimmungsbilder, die dir einen Hauch zufächeln von dem orientalischen Konstantinopel.

Es ist der Duft der Blume, der dir begegnet, ehe du sie selbst noch in Händen hältst.

Es ist Nacht.

Da wächst die Steinwelt der Moscheen in gigantischer Formlosigkeit, halb aufgelöst, halb verzehrt vom Dunkel. Die Minarets scheinen von den Wolken verschlungen und die Cypressen haben sich den nächtlichen Gespensterriesen zugesellt.

Da erglimmen in tausend und aber tausend prächtigen Gemächern und armen erbärmlichen Hütten die kleinen stillen Flämmchen, die die ganze Nacht den Kampf mit der großen Finsternis bestehen. Denn kein Orientale, wie mutig und furchtlos, wie kultiviert und gebildet er auch sei, schläft im Dunkeln. Wir glauben, daß das Licht die bösen Geister der Finsternis zu bannen vermag. Und selbst wer

den Glauben an böse Geister überwunden hat, hält doch an der Gewohnheit fest, im sanften Schutz eines kleinen Lichtes zu schlafen.

Und zugleich ist die Stunde da, wo all die beweglichen Lichtpünktchen in Konstantinopels Straßen ihre Frrbahn beginnen. Denn jeder Nachtwanderer in Konstantinopel muß eine Laterne mit sich tragen, wenn er nicht von der Polizei als Dieb aufgegriffen werden will. Alle einsamen Wagen, die aus der Ferne daherrollen, führen Laternen.

Diese tausend und aber tausend beweglichen Lichter machen Konstantinopels große Nacht zu einem unendlichen Dunkel mit unzählbaren lebendigen Feuerfunken. Als habe sich ein Sternenhimmel von oben auf die Erde gesenkt, als habe die Nacht einen Schleier über die Stadt geworfen, übersät mit Tausenden und Tausenden goldener Punkte.

Wie ich hier oben sitze und hinausstarre, gibt es keinen Horizont mehr, der Himmel von Erde trennt. Alles ist unermeslich und endlos. Die Wolken formen sich zu Bergen und Wäldern und hohen Häusern. Und die Stadt selbst ist Himmel geworden, ein Himmel, der sich zu spiegeln scheint. Und das Dunkel ist Dunkel geworden, bloß um die sternengleiche Schönheit und Mannigfaltigkeit des Lichtes zu erweisen.

Wie zwei rotglühende Riesenaugen bewachen die Leuchttürme des Bosphorus Konstantinopels Nacht. Es sind Numiliflaggen auf der europäischen Seite und Anatoliflaggen auf der asiatischen. Und im Dunkeln sind Asiens und Europas Küsten wie zwei schwarze Bänder, die sich geheimnisvoll begegnen und unsichtbar in der Ferne verknüpfen. Und alles, was leicht und dünn und von zackiger Kontur ist, vertönt und verschwimmt im Dunkel.

Tritt aber der Mond aus den Wolken hervor, wie eine weiße Braut aus ihrer dunkeln Kammer, dann wechselt Leben und Gestalt. Mit Zacken von dünner Zierlichkeit zeigt Konstantinopel sein zugleich mächtiges und sprödes Profil, von Kuppeln und Minarets erhöht und getragen. Die Stadt der zehntausend Türme. Und mit großen selbstleuchtenden Marmorflächen erstrahlen die kaiserlichen Paläste und die pfeilergeschmückten Palis wie Märchenschlösser.

Die Nacht ist meine Vertraute. Da muß ich aus meinem Bette aufstehen, leise, um Rubabie nicht zu wecken, die nach Art der türkischen Frauen aus dem Volke auf dem Teppich in meinem Zimmer schläft. Die Stirn an das Haremsgitter des Fensters gelehnt, muß ich hinaussehen in die Unermeslichkeit des Dunkels und staunen ob der stolzen Ruhe der Nacht.

Nun ist die Balideh-Brücke, die tagsüber die Stadtteile der Christen mit unserm Stambul vereinigt, aufgezo-gen. Und wir sind allein, getrennt, für uns selbst abgeschlossen. In den nächtlichen Träumen sind wir noch einmal jenes freie Heldenvolk, das sich selbst genug war und Europa zittern machte.

Ich lausche Konstantinopels großer Nacht. Und sie antwortet mir mit all den Lauten, die ich seit meinen Kindertagen kenne. Da sind die Nebelhörner der Schiffe, fernher aus der Finsternis warnend, und das hungrige Heulen und Klagen der wilden Hunde. Und da ist der eisenbeschlagene Stock des Nachtwächters, der in monotonem Tick-Tack auf die Pflastersteine schlägt.

Denn jedes Viertel hat seinen Wächter. Und jede Nacht klopfen Hunderte und Hunderte eisenbeschlagener Stöcke in vieltausend Schlägen die Straßen Konstantinopels und aller seiner Vorstädte längs Europas und Asiens Küste. Es ist der Pulsschlag der schlafenden Stadt, regelmäßig und gleich dem eines ruhig Träumenden.

Plötzlich aber erschallt das dumpfe Rollen einer Kanone, und fast zugleich erwacht eine Stimme mitten in der Nacht und zerschneidet die Stille wie ein Messer, das einen Vorhang schneidet. Sanghen var! (Feuer!) Und dazu in einem langen Schrei den Namen der Gasse. Der es ruft, ist rot gekleidet. Man sieht es im Dunkel erst, als er an einer Laterne vorbeikommt. Er rennt von Gasse zu Gasse und säet seinen unheimlichen Ruf gleichsam aus, um ihn in heulendem Chor von all den Nachwächtern ver Hundertfach zu hören, die ihn aufnehmen und wie lebende Echo an Konstantinopels tausend Viertel weitergeben.

In allen Stadtheilen der Riesenstadt, durch alle Vorstädte des Bosphorus eilen die roten Männer wie fliegende Flammen und schreien ihre schauerliche Botschaft Sanghen var! in die Finsternis.

Und ich weiß, wie es ist, wenn es hier brennt. Ich sehe es oft von hier oben, wie die Flammen an irgendeiner Seite der großen Stadt empor schlagen. Denn Konstantinopel ist die Stadt der Feuerbrünste. Das liegt an den kleinen Holzhäusern und den Strohmatten und den türkischen Frauen, die mit der Zigarette in der Hand einschlafen, und an den übertragbaren Feuerstätten, den Mangals. Und seitdem die meisten Häuser versichert wurden, behauptet man, daß es noch öfter brennt.

Im Dunkel sieht man wie weiße Gespenster mehrere feuchende halbnaakte Männer des Weges laufen. Ihre nackten Füße geben keinen Laut. Sie tragen eine kleine Spritze zwischen sich, die zierlich gemalt und mit Perlmutter eingelegt ist wie ein Spielzeug. Aber der zarte Wasserstrahl, der aus ihr emporsteigt, hat nicht Kraft genug, mit dem Feuer zu kämpfen.

Allah! Allah! Man hört ihr Geheul heiser aus der Ferne. Wer sie jemals brüllend vorbeirennen gesehen hat, alte und junge Männer, barhäuptig, das Haar von Schweiß festgelebt, einige totenbleich vor Müdigkeit, andere blaurot von Anstrengung, alle halbnaakt mit flatternden Lumpen und Fetzen, der kann sie nicht mehr vergessen. Noch wenn sie verschwunden sind, hallt ihr brüllendes Geschrei wider, und in der Luft bleibt ein widerwärtiger Geruch zurück, wie von wilden Tieren. Es ist die Feuerwehr, die Tulumbadschi. Sie gehören zu Konstantinopels geheimnisvollen, blitzartig auftauchenden Gestalten und muten an wie eine zurückgebliebene Kotte der wilden Horden, die in vergangenen Zeiten die Stadt geplündert haben. Die Räuberlust ist ihnen geblieben. Man behauptet, daß sie unter der Verwirrung der Feuerbrunst mehr zerstören und stehlen, als daß sie das Feuer löschen. Und jede Nacht eilen die roten und die weißen Männer durch das schlafende Konstantinopel.

Zwischen zwei Weltteilen angekettet, schaukelt ein großes, schwerfälliges Ungetüm. Es ist niemals still und stumm, denn es lebt. Es klagt und knirscht unter Tausenden trappelnden Füßen und klopfenden Pferdehufen. Es reißt an seinen gespannten Eisenketten, als wollte es all seine Last in die See schleudern. Es seufzt und stöhnt in den Jugen seines Holzkörpers. Und wuchtend preßt es die Pfähle, auf denen es ruht.

Dieses Ungetüm ist die Valideh-Brücke, so genannt nach der großen Sultaninnen-Moschee auf dem offenen Plage, zu dem die Brücke von einer Landzunge der Galataküste hinüberführt.

Allerdings ist Stambul so gut wie Galata europäischer Boden. Aber doch nur dem Namen nach. Denn wir alle hier in Stambul wohnen in Asien. Wir fühlen es in unserm ganzen Sein, in allen unserm Gedanken. Und wiewohl die Valideh-Brücke bloß ein Drittel Kilometer lang ist, ist Europa uns doch so fern. Die Ideen und Verbesserungen der neuen Zeit, die wechselnden Ansichten und

aufregenden Gedanken, die abendländische Unruhe, all dies bleibt jenseits der Brücke zurück. Wir vernehmen von alledem bloß ein unruhiges Gemurmel, das uns nicht aus unsern Träumen zu wecken vermag.

Auf der Balideh-Brücke aber begegnen sich täglich zwei Volksströme, der aus Europa und der aus Asien. Und darum ist die Balideh-Brücke ein Bild im Kleinen von dem ganzen nationenreichen Stadtgemisch Konstantinopels.

Keupru nennen wir Orientalen sie, wenn wir ihrer erwähnen. Das ist schlechtweg die Brücke. Denn wir wissen von keiner andern als von diesem klagenden schaukelnden Angeheuer, das sich des Nachts geheimnisvoll in zwei Hälften teilt und uns auf der andern Seite zurückläßt.

Es gibt Menschen, ja Familien, die ihr ganzes Leben auf seinen rissigen und abgetretenen Brettern verbringen. Das sind vor allem die Bettler und alle die mannigfachen Handeltreibenden, die Tag um Tag ihre kleinen beweglichen Buden auf der Brücke aufschlagen.

Es ist ein glückliches Leben, auf Keupru Bettler zu sein. Stunde um Stunde dazusitzen und beständig das weiche Wiegen der Brücke unter sich zu spüren, das in träumenden Dufel einströmt, des Himmels und des Wassers Blau anzustarren und sich in Sonne zu baden, die Hand offen zu halten, ohne auch nur eine Bewegung des Begehrens zu machen, bloß die gespendete Gabe entgegenzunehmen! Denn im Orient ist es keine Schande, ein Bettler zu sein. Er begehrt nichts von uns. Er teilt bloß unser Gut. Und nimmt den Teil entgegen, der ihm zukommt.

Es gibt kleine Bettelkinder, die hier aufwachsen und groß werden, ohne den ganzen Tag andres zu tun als über dem Brückengeländer zu hängen oder den Wagen nachzulaufen und Unordnung in die beiden unablässig einander begegnenden Volksströme zu bringen. Es gibt wandernde Cafetiers, die hier in freier Luft auf dem rauchenden Mangal, den sie mit sich führen, Kaffee kochen und im Handumdrehen am Trottoirrande in kleinen Tassen auf einem Teebrett servieren, ohne daß auch nur ein einziger der Tausende trappelnder Füße die improvisierte Tafel streift. Man sieht Griechen, die Kastanien braten, und wandernde Zuckerbäcker, die langsam mit gestrecktem Halse die Volkshaufen durchschreiten, ohne die Balance über das Teebrett zu verlieren, das sie auf dem Kopfe tragen und auf dem der hohe Karamelturm aus weißem und rotgestreiftem Zucker mit langsam in der Sonne schmelzender Glasur schwankt; Perser, die über Schultern und Armen Haufen von Teppichen und Schals tragen, so daß sie selbst verschwinden unter der Buntheit der Farben, die lebendig geworden scheinen und in all dem Sonnenglanz einem entgegenwandeln. Da sieht man Negerinnen, die in ihren schwarzen Händen süße Kuchen feilbieten; Griechen im Nationalkostüm mit dem kurzen weißen Faltenrocke und der Mütze mit ihrer auf die Schulter fallenden Troddel; Juden mit langen Haar und mitten im Sommer mit pelzgefüttertem Kaftan; „Alttürken“ in weiten Hosen und Turban und „Reformtürken“ in europäischem Überrock und grellrotem Fes. Da trifft man Armenier mit europäischen Hüten und Araber in weißen schleppenden Mänteln, hochgewachsene Kurden in gestickten Sacken, Albanesen mit weißen Mützen, bleiche Dervische in Kamelhaarmänteln und Zipselmützen und Tataren, in Schlafrocke gehüllt, mit breiten schlitzaugigen Gesichtern. Allen begegnest du hier in buntem Gewirr; sie alle trägt Keupru hinüber. Und keiner wundert sich ob des andern.

Nirgends gibt es solchen sonnenhellen Glanz wie über Keupru und nirgends solche frische salzige Brise. Das Goldne Horn krümmt sich darunter, verschmälert sich in einer Bucht und öffnet sich wieder wie der Trichter eines Füllhorns. Das

Marmarameer blaut weiterhin gegen Skutari, das einer Traumstadt in silberweißem Sonnennebel gleicht, und der Bosporus ist eitel glitzernder Azur mit einer Ahnung der aus der Ferne dräuenden Gewalt des Schwarzen Meeres.

Alles dies kann man von Keupru sehen, ohne einen Schritt zu tun, bloß indem man sich langsam in der Runde dreht.

Hier auf und ab zu gehen, das sachte Wiegen der Bretterdielen unter den Füßen zu fühlen, alle die Tausende verschiedner Menschen zu betrachten und in Licht und Farben und frischer Luft zu schwelgen, es ist allen gestattet, außer uns, uns türkischen Frauen. Die Polizei hat das Recht, die Türkin, die hier auf und ab flaniert, von hier fortzuweisen. Sie darf nur ihres Weges gehen mit gesenktem, schwarzem Schleier, der sie hindert, klar zu sehen, und den kühlenden Wind, ihr uns Gesicht zu blasen. Und bleibt sie stehen, um zu bewundern, gleich ist die Polizei wieder da und erjucht sie weiterzugehen.

Alle andern Frauen der Welt aber sind hier anzutreffen, von der französischen Nonne, deren weißes Tuch mit den gestärkten, aufwärts gebogenen Bauschen an einen fliegenden Schwan erinnert, bis zu der rauchenden Zigeunerin, die ihr Kind in einem Sacke auf dem Rücken trägt.

So viele verschiedenartige Menschen sieht wohl keiner an sich vorbeiziehen wie Keuprus weißbröckige Brückenwächter, die alle die kleinen dünnen Kupferpara, das Brückengeld, einstreichen. Sie haben das Recht, jeden anzuhalten und unter jeden herabgelassenen Schleier zu spähen, denn sie sind zugleich heimliche Spione. Alle großen Pakete, die man über die Brücke trägt, öffnen und untersuchen sie.

Aber auch unter Keuprus mächtiger Holzmasse gibt es Leben und Bewegung, Farbenspiel und Stimmen und tausender Menschen und Tiere Treiben. Die ganze eine Seite nehmen die breiten schwarzen Raddampfer ein, die aus allen Vorstädten des Bosporus, aus Skutari und den Prinzinseln kommen. Sich reibend und stoßend und die Pfähle pressend liegen sie Seite an Seite, drei und vier in einer Breite, so daß man oft mehrere überschreiten muß, um in das Boot zu gelangen, mit dem man fahren will. Jede der kleinen Wendeltreppen, die von den verschiedenen Landungsstegen zu Keupru hinaufführen, füllt sich, so oft ein neues Schiff anlegt, mit schwarzschwimmenden Volkshaufen. Man geht dicht, dicht hintereinander in gestautem Gedränge.

Auch große tragbare Obstbuden sind unter der Valideh-Brücke zu finden und farbenprächtige Blumenhandlungen und Karamelläden mit ihren süßen Lockungen. Ein Haufe bunter aufgedonnerter Hammals (Träger) mit um den Ges geschlungenen Tüchern und gestickten Taschen lungert den ganzen Tag hier herum, auf Reisende wartend, um deren Gepäck zu tragen. Am allermeisten aber gibt es hier Hunde. Keuprus wilde Hunde sind die glücklichsten aller Hundefamilien Konstantinopels. An den Brückenpfeilern haben sie ihren trockenen Platz, wenn es regnet, und verjagt man sie, so flüchten sie über wacklige Bretter an versteckte, ungemütlich wippende Planen, die kein Menschenfuß zu betreten wagt. Die Abfälle der Zuckerbäckerläden bieten ihnen süße Kost, neben der sie auch mit faulen Früchten und Obstschalen vorlieb nehmen. Aber diese gute Nahrung wird ihnen nicht ungeschmäkert zuteil. Sie liegen beständig mit den großen Matten im Streit, die sich sogar an helllichem Tage hervorwagen.

Wer vom Bosporus aus in einem Dampfboot oder Raik die „Brücke“ sieht, dem erscheint sie als eine starkbevölkerte, unregelmäßige, schwimmende Stadt für sich, eine kleine Stadt, die keine Form hat, die aus ihren Fugen gegangen ist und sich, je nach gelegentlichem Bedarf, auf dem Lande oder zu Wasser ausgebaut hat. Ungemalt, auf moosbewachsenen Pfählen, mit tausend Individuen aus allen

Volksstämmen der Erde auf und unter sich, beherrscht sie dennoch den schönsten Platz der Welt.

Sicherlich hätten die sinnreichen Ingenieurgehirne der Europäer hier ein Wunderwerk aus Eisen konstruieren können, aber so wie Keupru daliegt, schwer und unförmig, ihr ewiges Klage lied singend, paßt sie in unser fernes Stambul. Zwei weitere Skizzen folgen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 14. Mai 1910.

(Parlamentsferien — Wehrsteuer — Mehr Selbständigkeit!)

Am 11. d. Mts. haben die Parlamentsferien begonnen. Sie bringen diesmal weder der verantwortlichen Regierung noch der politischen Publizistik die ersehnte Sommerruhe. Zwar ist man im Reichstage ebenso wie im Landtage fleißig in der Herstellung von Gesetzen gewesen, aber man hat es doch nicht fertig bekommen, den Sorgen die Grundlage zu entziehen, die weite Kreise des Landes um den Stand der Gesetzgebung ergriffen haben. In Preußen ist die Wahlrechtsvorlage noch immer nicht verabschiedet; ob ihre Verabschiedung noch in den letzten Tagen des Mai gelingen wird, muß abgewartet werden; vielleicht offenbart Herr von Bethmann Hollweg noch in letzter Stunde besonderes diplomatisches Glück. Im Reich harren drei Vorlagen der Erledigung: die über die Wertzuwachssteuer, die Versicherungsordnung und die Strafprozeßordnung; im Hintergrunde stehen die Elsäßer Frage, die Schiffsabgaben und für Preußen noch die Reform der Verwaltung sowie eine Steuerform. Zu dem allen gesellen sich noch Fragen der auswärtigen Politik, die, wenn nicht eine neue Orientierung, so doch erhöhte Anspannung der Aufmerksamkeit erfordern, nachdem mit König Eduard ein bekannter Faktor der Weltpolitik ziemlich unerwartet durch einen noch unbekannteren ersetzt worden ist.

Sämtliche von uns genannten Fragen wollen wir in diesem Augenblick einmal nicht sachlich bewerten, sondern lediglich in Rücksicht auf die Stimmungen im Lande. Ganz besonders interessant sind in diesem Zusammenhange die Elsäßer Frage, die Wertzuwachssteuer, die preußische Wahlrechtsfrage und — die internationale Lage. Um die Strafprozeßordnung kümmert sich die Laienwelt nur wenig, wie sie überhaupt allen juristischen Fragen gern so lange aus dem Wege geht, als sie sich ihr nicht in Form von praktischen Erfahrungen direkt in den Pelz setzen. Das Eigentümliche an der Lage ist nun, daß die erwähnten gesetzgeberischen Unternehmungen nicht den sachlichen Ausgang für die Stimmung im Lande bilden, sondern daß sie umgekehrt von vornherein einer gewissen Stimmung im Lande zum Opfer gefallen sind. Das tritt erfahrungsgemäß eigentlich nur ein, wenn ein Land sich in schwerer Krisis befindet. Nun können wir mit gutem Gewissen feststellen, daß von einer solchen „Krisis“ weder in Preußen noch im Reich die Rede sein kann. Deshalb fragen wir: wie ist es möglich, daß angesichts so wichtiger